

## **Fremdheit als Substanz der Stadt.**

Alexander Höner, Arbeitsstelle Theologie der Stadt

Begrüßung und Einführung zum  
TheoLab08 „Fremdheit als Substanz der Stadt. Eine Rückbesinnung.“  
27. bis 28. September 2018  
Französische Friedrichstadtkirche

---

1. Ich bin ein Gast auf Erden und hab hier keinen Stand;  
der Himmel soll mir werden, da ist mein Vaterland.  
Hier reis ich bis zum Grabe; dort in der ewgen Ruh  
ist Gottes Gnadengabe, die schließt all Arbeit zu.
  
6. So will ich zwar nun treiben mein Leben durch die Welt,  
doch denk ich nicht zu bleiben in diesem fremden Zelt.  
Ich wandre meine Straße, die zu der Heimat führt,  
da mich ohn alle Maße mein Vater trösten wird.
  
7. Mein Heimat ist dort droben, da aller Engel Schar  
den großen Herrscher loben, der alles ganz und gar  
in seinen Händen träget und für und für erhält,  
auch alles hebt und leget, wie es ihm wohlgefällt.
  
8. Zu dem steht mein Verlangen, da wollt ich gerne hin;  
die Welt bin ich durchgangen, daß ich's fast müde bin.  
Je länger ich hier walle, je wen'ger find ich Freud,  
die meinem Geist gefalle; das meist ist Herzeleid.
  
9. Die Herberg ist zu böse, der Trübsal ist zu viel.  
Ach komm, mein Gott, und löse mein Herz, wenn dein Herz will;  
komm, mach ein seligs Ende an meiner Wanderschaft,  
und was mich kränkt, das wende durch deinen Arm und Kraft.
  
10. Wo ich bisher gesessen, ist nicht mein rechtes Haus.  
Wenn mein Ziel ausgemessen, so tret ich dann hinaus;  
und was ich hier gebrauchet, das leg ich alles ab,  
und wenn ich ausgehauchet, so scharrt man mich ins Grab.
  
11. Du aber, meine Freude, du meines Lebens Licht,  
du ziehst mich, wenn ich scheide, hin vor dein Angesicht  
ins Haus der ewgen Wonne, da ich stets freudenvoll  
gleich wie die helle Sonne mit andern leuchten soll.
  
12. Da will ich immer wohnen - und nicht nur als ein Gast -  
bei denen, die mit Kronen du ausgeschmücket hast;  
da will ich herrlich singen von deinem großen Tun  
und frei von schnöden Dingen in meinem Erbteil ruhn.

Mit diesen Worten von Paul Gerhardt begrüße ich Sie zum TheoLab08, zum achten Theologischen Labor Berlin. „Fremdheit als Substanz der Stadt. Eine Rückbesinnung.“ - so unser Titel für die nächsten 24 Stunden.

Das Leben im 17. Jahrhundert war zerbrechlicher als heute. Krankheit, Tod, Kriege, Gewalt, Hungersnöte bestimmten viel stärker den Alltag - wobei gesagt werden muss, dass das ja bis heute in anderen Teilen der Welt noch genauso Realität ist. Paul Gerhardt formuliert das Leben als einzigen Leidensgang durch eine ihm fremde Welt. „Was ist mein ganzes Wesen/ von meiner Jugend an/ als Müh und Not gewesen?/ Solang ich denken kann,/ hab ich so manchen Morgen,/ so manche liebe Nacht/ mit Kummer und mit Sorgen/ des Herzens zugebracht.“ Zum Glück wissen wir, dass Paul Gerhardt bei aller Traurigkeit über die iniquitas temporum auch das Leben lieben und loben konnte.

Liest man aktuell in unserer Zeit Texte über das urbane Leben, so bekommt man den Eindruck, dass die düstere Wahrnehmung des irdischen Daseins besonders hier wieder an Oberhand gewinnt. Städtische Existenz wird als eine einzige Zumutung, als Überforderung, als Entfremdung von sich und anderen, als unnatürliche Lebensform charakterisiert. Das, was Gerhardt damals als universellen Lebenseindruck schildert, nämlich die Erfahrung, nur Gast auf bestimmte Zeit in dieser unwirtlichen Welt zu sein, das hat heute vor allem im städtischen Kontext eine erhöhte Geltung. „Ich bin ein Gast in der Stadt und hab hier keinen Stand. Ich fühle mich fremd. Mir sind die anderen fremd. Hier ist nicht meine Heimat.“

Exemplarisch möchte ich das an einem Text der Bestsellerautorin Charlotte Roche verdeutlichen. Ohne das freiheitliche, mit wenig Konventionen beschwerte Leben in der Stadt wäre die Karriere, ja wäre der gesamte Werdegang von Charlotte Roche nicht vorstellbar. Sie hat die Vitalität der Stadt eingesogen und sie für sich und ihre Entwicklung genutzt. Fremdheit war ein Vorteil, ein Erprobungsfeld. Und nun wendet sie sich überraschend gegen ihren eigenen Ermöglichungsgrund. Plötzlich ein urbankritischer Text, ein leidenschaftliches Plädoyer gegen die Stadt im Magazin der Süddeutschen: „Verlasst die Städte! (...) Denn die Großstadt macht den Menschen auf Dauer bloß krank, größenwahnsinnig und kriminell.“ So der Titel vom 9. Mai 2018.

Warum dieser Sinneswandel? Charlotte Roche erträgt das städtische Leben nicht mehr, weil sie ihre Erfahrungen in der Natur als sinnstiftender beurteilt. Im Vergleich zum Leben auf dem Land verliert der Mensch in der Stadt den Bezug zum Wesentlichen. Er verliert seine Demut, weil er keine Sterne mehr sieht, er wird stumpf, weil er ständig mit den Hässlichkeiten dichten menschlichen Zusammenlebens, mit - Zitat: „Kack- und Kotzhaufen“, konfrontiert wird. Der Stadtmensch wird krank, weil er sich falsch ernährt und weil er sich in einer konstanten Daueranspannung befindet. Immerzu prallen unzählige Interessen aufeinander, der enge Raum wird von zu vielen unterschiedlichen Nutzungen überbeansprucht.

„Was ist, wenn Burnout nicht von der Arbeit kommt, sondern von dem Ort an dem wir leben und arbeiten? Der Stadt? Was ist, wenn ganz viele Straftaten begangen werden von Menschen, die eigentlich die Stadt nicht mehr aushalten und einfach mehr grün sehen müssten. Sie wenden sich, wie Ratten im Experiment, gegen die eigenen Kollegen, weil alles zu nah und eng ist. Was ist, wenn ganz viele verschiedene Drogen nur deswegen konsumiert werden müssen, weil man sich in der Stadt nur wegschießen kann? Was ist, wenn ganz viele psychische Störungen durch einen Umzug aufs Land weggehen würden, weil man dort – umgeben von der beruhigenden Farbe Grün – der Mensch wird, der man immer sein wollte, der man aber in der Stadt nicht sein kann? Was ist, wenn ganz viele Anspannungen, Blockaden und Verkrampfungen im Rücken, Nacken, Darm, Herz und Kopf von der Stadt kommen? Und alle nehmen dagegen Medikamente,

rennen zu immer wechselnden Ärzten? Streiten sich, mit dem Partner, den Eltern, der Chefin? Was ist, wenn es den Menschen krank macht, wenn er kein Grün sieht, keine Natur spürt, riecht und fühlt?“ Zitat Ende.

Charlotte Roche identifiziert die Versprechen urbanen Lebens als nicht mehr für sie überzeugend. Lange geöffnete Supermärkte, Kinoabende zwischendurch, kurze Wege für Spontanbesuche bei Freunden, größeres Kulturangebot - all das ist für sie kein Argument mehr. Denn entweder nutzt man die Angebote überhaupt nicht oder man kann sie mittlerweile auch durch Alternativangebote auf dem Dorf verwirklichen. Sie resümiert: „Alle Argumente FÜR die Stadt sind also in meinem Leben völliger Quatsch.“

Auch wir als Kirchen identifizieren die Stadt häufig als zerstörerischen Kontext und bieten demgegenüber Auszeiten in geschützten Räumen an.

(Vgl. Sellmann, Stadtaffe) Diese Gegenüberstellung ist schon in Augustinus De civitate zu finden:

„Wir müssen also zwei Weisen der irdischen Stadt beachten, die eine führt uns ihr eigenes Dasein vor Augen, die andere dient durch ihr Dasein als Hinweis auf die himmlische Stadt.“ (Augustinus, Der Gottesstaat, Bd. 2, 214-215) Die himmlische Dimension ist nach Augustinus aber nur durch eine innere Ausrichtung des Menschen erfahrbar. Die Spaltung von Innen und Außen hat hier ihren Ursprung, ebenso das Verständnis von Kirchengebäuden als Schutzzonen des Eigentlichen in Abgrenzung zu den Schattenspielen und Versuchungen auf den Straßen.

Der amerikanische Soziologe und Historiker Richard Sennett bewertet dieses Nebeneinander einer äußeren und einer inneren Welt als verhängnisvollstes Erbe für unsere Kultur (vgl. Sennett, Civitas, 26) Er beschreibt, wie dieses Erbe bis heute zu einer kollektiven Angst in den Städten führt, sich preiszugeben, also das Innere in der öffentlichen Sphäre des Äußerlichen kenntlich zu machen. Er beschreibt es wie folgt: „In dieser Spaltung zwischen der inneren, subjektiven Erfahrung und dem äußeren, materiellen Leben kommt eine große Angst zum Ausdruck, die sich unsere Zivilisation nie eingestanden hat und die sie erst recht nie genauer untersucht hat. Die von Menschen erfüllten Räume der modernen Stadt inszenieren den Konsum und sind ganz auf ihn beschränkt, oder sie sind dem touristischen Erleben vorbehalten und inszenieren dieses. Die Verödung und Trivialisierung der Stadt als Schauplatz des Lebens ist kein Zufall. Jenseits aller ökonomischen und demographischen Ursachen für die Neutralisierung der Stadt gibt es eine elementare, im Grunde genommen >>spirituelle<< Ursache dafür, dass die Menschen bereit sind, einen derart nichtssagenden Schauplatz für ihr Dasein hinzunehmen. Im Erscheinungsbild der Städte spiegelt sich eine mächtige, weitgehend unbeachtete Angst davor, sich >>preiszugeben<<.“ (Sennett, Civitas, 14)

Roches, Augustinus und Sennetts Interpretationen der Stadt greifen hier zu kurz. Denn alle drei blenden aus, welche Möglichkeiten und Räume sie für viele bereit stellt. Was ist mit diesen Verheißungen, die mit der Stadt verbunden sind? Was ist mit der großen Freiheit, so sein zu können, wie man ist? Was ist mit der Möglichkeit andere Lebensentwürfe als eigene Bereicherung zu erleben, Fremdheit als produktive Irritation und heilsame Herausforderung? Was ist mit der Stadt als intensivem, elektrisierendem, inspirierendem Lebensraum, als Ort gelebter Solidarität und Mitmenschlichkeit? Warum wird die Enge dörflichen Lebens dagegen idealisiert? Warum treten die Vorteile der Stadt bei Augustinus, Roche, Sennett und bei uns gerade im öffentlichen Diskurs so in den Hintergrund?

„So schön wie hier kanns im Himmel gar nicht sein.“ betitelte Christoph Schlingensiefel sein eindrückliches Buch über seine Krebserkrankung. Er wollte sich nicht mit einem jenseitigen Himmel vertrösten lassen. Er erlebte den Himmel schon Jetzt und Hier, bei einem Pizzaessen mit seiner Frau im Park - was soll es darüber hinaus noch Schöneres in einem zukünftigen Himmel geben. „So schön wie hier kanns im Himmel gar nicht sein.“ So hätten wir das aktuelle Theologische Labor auch überschreiben können. Denn wir machen uns auf den Weg, in der Fremdheit der Stadt ihre Schönheit und ihre Verheißung wiederzuentdecken. Wir sind nicht ausschließlich Gäste in unseren Städten, wir sind auch in ihnen beheimatet und sprengen mit ihnen unsere engen Horizonte.

Dr. Christopher Zarnow, Professor an der Evangelischen Hochschule Berlin, Mitbegründer der Arbeits- und Forschungsstelle Theologie der Stadt und Mitverantwortlicher für die TheoLabs wird jetzt zu Beginn einen theologischen Einstieg bieten zur Frage nach der Fremdheit als religiöse Substanz der Stadt. Anschließend werden wir mit der Juristin und Autorin Dr. Liane Bednarz zu den Themen Beheimatung und Fremdheit einen Vergleich zwischen ländlichen und urbanen Lebensräumen durchführen. Nach einem Abendimbiss kommen wir in Kleingruppen ins Gespräch und machen - last but not least - einen Ausflug in die Neurobiologie. Der Psychiater und Chefarzt der Fliednerklinik Berlin, Dr. Mazda Adli, spricht darüber, wie wir die Fremdheit in der Stadt verarbeiten. Morgen folgen dann noch einmal drei Vorträge. Ein facettenreiches Programm - ich wünsche uns ein produktives und inspirierendes Theologisches Labor.